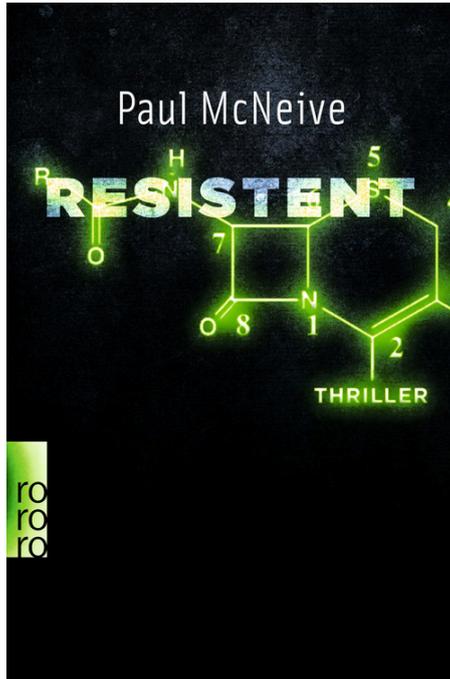


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27617-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Paul McNeive verlor im Alter von 20 Jahren beide Beine. Die Erfahrungen mit Antibiotika während seines Genesungsprozesses bilden die Grundlage für die Idee zu «Resistent». McNeive arbeitete bereits als Immobilienmakler und als Motivationstrainer und schreibt für den Irish Independent. Er ist der erste Hubschrauberpilot ohne Beine und setzt sich als Botschafter der Douglas Bader Foundation für Amputationspatienten ein. Nebenbei komponiert und singt er.

Paul McNeive

**RESISTENT**

THRILLER

Aus dem Englischen von Axel Merz

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2018  
unter dem Titel «The Manhattan Project»  
bei Black & White Publishing, Edinburgh.  
Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Hamburg, Juli 2019  
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg  
«The Manhattan Project» Copyright © 2018 by Paul McNeive  
Redaktion Dr. Arno Hoven  
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt  
Umschlagabbildung Cordula Schmidt  
Satz aus der Arno Pro, InDesign,  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 27617 0

## Prolog

*Hiroshima — Samstag, 6. August 1945*

Die Welt würde sich heute ändern - und er war derjenige, der sie verändern würde. Tom Ferebee, der Bombenschütze an Bord der *Enola Gay*, war schweißgebadet. Sein Hemd klebte am Rücken, während er versuchte, sich zu konzentrieren.

«Scheiße», fluchte er leise, als ein Tropfen Schweiß von seiner Stirn auf das Bombenvisier fiel und es trübte. Jeder Bomberangriff war eine nervenaufreibende Erfahrung, doch in diesem Moment, in knapp achttausend Meter Höhe über der Bucht von Hiroshima, spürte er einen ganz besonderen Druck. *Fast da jetzt*. Er war für diese Mission als Mitglied einer der erfahrensten Bomberbesatzungen der US-Luftwaffe ausgewählt worden. Die Bombe sollte zu ihrer eigenen Sicherheit aus der doppelten normalen Flughöhe abgeworfen werden. Sie befanden sich auf einem nordwestlichen Kurs von ihrer Basis auf der Insel Tinian aus. *Noch etwa sechzig Sekunden*, dachte er.

«Ja, da ist der Fluss und der Abschnitt, wo er sich in sieben Arme teilt. Definitiv Hiroshima», hörte er über seine Kopfhörer den Navigator sagen, der dem Piloten versicherte, dass sie über dem richtigen Ort waren.

Tom Ferebee beobachtete, wie sich unter ihm langsam das graue Raster von Gebäuden und Straßen entfaltete, und bemerkte ameisenartige Bewegungen auf dem Boden. Normalerweise gelang es ihm, die Gedanken an die Auswirkungen der abgeworfenen Bomben zu verdrängen, aber bei dieser Gelegenheit konnte er nicht anders, als sich zu fragen, wer die Menschen dort unten waren. *Was denken sie wohl jetzt gerade - in den letzten Augenblicken ihres Lebens?* In

diesem Moment, wo die *Enola Gay* nur noch dreißig Sekunden oder rund anderthalb Kilometer vom Abwurfpunkt entfernt war, wusste er lediglich, dass diese Menschen keine Chance hatten.

Der Knoten in seinem Bauch zog sich fester zusammen. Er blinzelte einen weiteren Schweißstropfen weg, während die vier gewaltigen Motoren der Maschine jenem Augenblick in der Geschichte näher und näher kamen. Fünf Sekunden vor dem Zielpunkt, ein paar Kilometer weit zur Linken, bemerkte er drei weiße Lichtblitze am Boden, wo sich etwas in der Sonne spiegelte. *Merkwürdig*, dachte er. Eine Sekunde später glitt das Fadenkreuz seines Bombenvisiers über die Zielkoordinaten, und er gab mit lauter, klarer Stimme den Befehl.

«Bombe auslösen!»

Acht Meter hinter ihm kauerte Deak Parsons über dem Bombenschacht. Er zog an dem Hebel in seiner rechten Hand. «Bombe ausgelöst.»

Der riesige B-29 «Superfortress»-Bomber, plötzlich befreit vom Gewicht seiner tödlichen Ladung, bäumte sich auf, während Paul Tibbets, der Pilot, die Maschine in eine weite Kurve weg von der Abwurfzone legte. Die erste gegen die Zivilbevölkerung eingesetzte Atombombe, die von der Besatzung den Spitznamen «Little Boy» erhalten hatte, sackte etwa sechzig Meter durch, bevor sie ihre Nase träge nach unten drehte und auf die Stadt mit vierhunderttausend Einwohnern zusteuerte. An Bord der *Enola Gay* beobachteten die zwölf Besatzungsmitglieder in angespannter Stille durch ihre Fenster die Stadt unter ihnen. Tom Ferebee fuhr sich mit seinem hellblauen Hemdsärmel über die Stirn. Er hatte gemischte Gefühle – er wusste nicht, ob er gerade etwas beendet oder etwas Neues begonnen hatte. Aus irgendeinem Grund schoss ihm ein Bild von seiner Frau und seinem kleinen Sohn durch den Kopf.

Knapp neuneinhalbtausend Meter unter der *Enola Gay*, die inzwischen vielleicht acht Kilometer entfernt war, schwitzte auch Saina Yohoto, während sie hinter ihren drei Kindern hin und her rannte und sie abwechselnd auf den drei Schaukeln des Parks immer höher und höher anstieß. «Höher! Noch höher!», riefen die Kinder und kreischten vor Freude. Die Morgensonne spiegelte sich auf dem blanken Metall der Schaukeln und sandte Lichtblitze in den Himmel hinauf – die Tom Ferebee in der *Enola Gay* auffielen.

Plötzlich die Katastrophe: Das jüngste Kind, der fünfjährige Tsan, rutschte unter seiner Sitzsicherung hindurch, schoss nach vorne und stürzte schwer auf den Beton vor der Schaukel. Seine Mutter hastete um die Schaukel herum und wehrte instinktiv mit dem rechten Arm den nun leeren Sitz ab, der abermals nach vorne schwang. Ihr kleiner Tsan lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden und hatte angefangen zu schreien – ein Kinderschreien voll Schmerz und Schock. Als sie sich bückte, um ihren Sohn zu umarmen, wurde Saina Yohoto von einem strahlend weißen Lichtschein erfasst, und ihr langes schwarzes Haar wehte in einem warmen Wind, der schnell viel zu heiß wurde. Sie duckte sich schützend über ihren kleinen Sohn, als ein Feuerball über die Parkmauer fegte. Zwei Sekunden später mischten sich die Schreie der jungen Mutter mit denen ihres Jüngsten, der mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden unter ihr lag.

Die Besatzung der *Enola Gay*, die mittlerweile über elf Kilometer entfernt und auf einer Höhe von etwa zehntausendsiebenhundert Metern war, starrte stumm vor Staunen nach unten. Tom Ferebees Intuition war richtig gewesen: Sie hatten soeben eine Katastrophe ausgelöst, die Jahrzehnte später und mehr als elftausend Kilometer von hier entfernt tödliche Konsequenzen nach sich ziehen sollte. Alles hatte sich verändert.

# **Erster Teil**

## **Feuer an die Lunte**

# 1

## *Manhattan — Gegenwart*

Der alte Mann hatte nicht verdient, was passieren würde.

Um die Piers 34 bis 44 am südlichen Ende der Insel gab es noch einige alte Lagerhäuser und Fischmärkte, nur wenige Blocks vom Broadway und der Wall Street entfernt. Jene Gebäude waren der Sanierung wahrscheinlich entgangen, weil es hier einen auf Pfeilern errichteten Autobahnabschnitt gab, der hoch oben verlief. Falls jemand den Versuch wagen sollte, ein Remake von *Die Faust im Nacken* zu drehen, wäre diese Gegend das ideale Filmset.

In seiner leeren Fabrikhalle hatte Abdel Moamer nicht viel zu tun, also beschloss er, das Mittagessen früher zu beginnen. Während er das fettdichte Papier auseinanderfaltete, in das seine Frau an diesem Morgen sorgfältig sein Sandwich gewickelt hatte, erschien eine Waffe um seine Bürotür herum.

«Verpiss dich aus meinem Laden, du Bastard! Ich bin zu alt, um mich vor Typen wie dir zu fürchten», schnarrte Abdel.

Die Antwort seines Besuchers bestand darin, mit dem .45er Colt auf das Gesicht des alten Mannes zu zielen.

«Du bist irre! Was willst du? Ich rufe die Polizei.» Abdel streckte trotzig die Hand nach dem Telefonhörer aus, doch der Fremde trat rasch näher und schlug ihm die Waffe so heftig auf den dünnen Arm, dass er sich wie gebrochen anfühlte.

«Aaah! Du Drecksau!» Der alte Mann wand sich vor Schmerz, während er seinen verletzten Arm hielt.

«Wirklich zu schade, Abdel. Ich will dir keine unnötigen Schmerzen zufügen. Steh jetzt auf und geh in die Fabrik-

halle», befahl der Fremde mit leiser, kultivierter Stimme. Abdel Moamer erhob sich langsam aus seinem Stuhl und zuckte zusammen, als er ein Knacken von seiner künstlichen Hüfte hörte.

«Abdel, bitte beeil dich», sagte der Mann und wedelte mit der Waffe.

Abdel Moamer überschlug seine Optionen. Leider war es viele Jahre her, dass noch jemand hier in dem Gebäude gearbeitet hatte. Es war niemand da, der ihm jetzt hätte helfen können.

«Dreh dich um!», befahl die ruhige Stimme von hinten, als er die Fabrikhalle betrat.

Der alte Mann drehte sich um. Für eine Sekunde dachte er an seine geliebte Frau Nina, wie sie in ihrer gemütlichen Küche zu Hause beim Kochen sang. *Würde es ihr gutgehen?*

Der Schütze drückte ab, und die .45er Kugel krachte mit einer Geschwindigkeit von nahezu vierhundert Metern in der Sekunde durch Abdel Moamers Stirn. Sie schoss aus der Rückseite seines Schädels heraus, und explosionsartig spritzte ein großer Teil von Abdels Gehirn auf das stählerne Behältnis hinter ihm. Er kippte hintenüber und landete halb unter dem Stahlbehälter. Eine hellrote Lache breitete sich über die weißen Fliesen aus. Abdels Henker beugte sich vor, um die Brieftasche und die Rolex seines Opfers an sich zu nehmen.

Zurück in Abdel Moamers Büro, zog er wahllos Schubladen auf, nahm mehrmals einen Packen Akten und Unterlagen heraus und verteilte sie auf dem Fußboden. Dann kehrte er zu der Leiche zurück, ging um die Blutlache herum und schritt auf einen Notausgang in der Seitenwand zu. Dort angekommen, stieß er die Tür auf, trat hindurch, schloss sie hinter sich und schlenderte die South Street hinunter. Er steckte die Lederhandschuhe in seine Manteltaschen, während er sich unter die Fußgänger auf der Market Street mischte und darauf achtete, nicht in das Blickfeld der Ver-

kehrsüberwachungskameras auf der Manhattan Bridge zu geraten.

Als der Anruf über das Funkgerät in dem Ford Crown kam, einem Zivilfahrzeug der Polizei, waren die Detectives John Wyse und Michael Cabrini auf halbem Weg über die Brooklyn Bridge. Sie befanden sich auf dem Rückweg zu ihrem Revier, wo Wyse einen vielleicht seine Karriere verändernden Gesprächstermin mit seinem Chef hatte.

Wyse, der jüngere der beiden, war vor drei Jahren zur Polizeiwache Fifth Precinct gekommen und seit letztem Jahr in einem Team mit Cabrini, dessen vorheriger Partner in den Ruhestand gegangen war.

«Pier 34 – John, das ist für uns», sagte Cabrini, während er die Sirene einschaltete und das Gaspedal durchtrat. Wyse betätigte den Schalter auf dem Armaturenbrett, um die Stroboskopleuchten im Kühlergrill und im Heckfenster zu aktivieren.

«Vielleicht fünf Minuten, höchstens», meldete er der Zentrale. «Die Uniformierten sind schon da», sagte er danach zu Cabrini, der sich zwischen zwei Sattelschlepper auf der Brücke quetschte.

«Sachte, Mike», stöhnte er und schloss die Augen, als die Brücke enger wurde und die Lücke zwischen den beiden Lastwagen anfang, sich zu schließen.

Cabrini schaltete zurück in den Zweiten, rammte den Fuß nach unten und jagte durch den Spalt. Wyse seufzte, und Cabrini musterte seinen Partner mit erhobenen Augenbrauen.

«Selbstbewusstes Fahren, John», erklärte Cabrini mit einem Zwinkern. «In Italien fahren alle so.»

Cabrini raste in die South Street, wo sie einen uniformierten Cop sehen konnten, der eine Gruppe von Schaulustigen zurückdrängte und ein Absperrband quer über den Bürgersteig spannte. Cabrini lenkte den Crown hinter den

Gaffern an den Straßenrand und trat hart auf die Bremse, sodass die Reifen laut quietschten und die Gruppe sich erschrocken zu ihnen umdrehte.

Dreißig Minuten später war eine routinemäßige Mordermittlung eingeleitet. Der verstorbene Abdel Moamer wurde aus einer Vielzahl verschiedener Blickwinkel fotografiert, und ein forensisches Team suchte das Büro und die Notausgangstür nach Fingerabdrücken und Spuren ab. Cabrini war in seinem Element.

«Sieht aus, als wäre er durch den Notausgang nach draußen gegangen», stellte er fest. Er blickte auf die deformierte Patronenhülse; sie steckte nun in einer Plastiktüte, die er in der Hand hielt. «Das ist eine .45er. Nur ein Schuss.» Er drehte sich zu den Polizisten in Uniform. «Stellen Sie sicher, dass wir eine Liste aller potenziellen Zeugen bekommen. Und jemand soll nach hinten gehen, dort nach Überwachungskameras Ausschau halten, und zwar *pronto*, und sich dann sämtliche Aufnahmen von den Kameras geben lassen.»

«Schon dabei», sagte einer der Uniformierten und bewegte sich zur Tür.

«Und vergessen Sie nicht die Verkehrskameras auf den Brücken. Brooklyn und die bei der Mautstelle!», rief Cabrini ihm hinterher.

«Verstanden.»

Detective John Wyse blickte auf seine Uhr und warf einen nervösen letzten Blick auf Abdel Moamers Leichnam. Der alte Mann lag flach auf dem Rücken, die Augen weit aufgerissen zu einem starren Blick. Als schien er zu versuchen, den Text auf der Messingplakette zu lesen, die nahe am Boden des Stahlbehälters angenietet war. *Hergestellt in Schweden von Alfa Laval*, stand auf dem mit Blutspritzern besudelten Schild. Wyse bemerkte, dass der Tote einen teuren Maßanzug trug. *Selbst im Tod*, dachte Wyse, *hat er das*

*Gesicht eines freundlichen Großvaters. Armer Kerl.* Einen Moment später kehrten seine Gedanken zu seinem eigenen Problem zurück.

«Scheiße, Mike, ich bin spät dran für Connolly», sagte er und zeigte auf seine Armbanduhr.

«Ja, okay, Kumpel. Ich mache allein hier weiter, und du fährst zu Connolly. Wir reden später über den Fall, und dann erfährst du alles über den Stand der Ermittlungen.»

«Okay, Mike. Wir sehen uns», antwortete Wyse und drehte sich um. «Ich organisiere mir eine Fahrgelegenheit.»

«Und viel Glück, John!», rief Cabrini seinem Partner hinterher.

In der South Street an der Vorderseite des Lagerhauses stand immer noch eine ganze Menge von Anwohnern dicht beieinander, und zu ihnen hatten sich inzwischen ein paar Reporter und Fotografen gesellt. John Wyse hinterließ eine Sprachnachricht auf Captain Connollys Telefon, um ihn zu informieren, dass er sich verspäten würde. Er sah sich voller Hoffnung nach einem Taxi um, als ihm das Glück zulächelte. Paul Carter kam gerade aus dem Lagerhaus und ging auf das Absperrband zu.

«Paul. Hey, Paul!», rief Wyse.

Carter drehte sich zu ihm um und winkte.

«Sie fahren zurück in die 47ste?»

«Ja. Brauchen Sie eine Mitfahrgelegenheit?», erwiderte Carter, schritt zu Wyse und ergriff dessen ausgestreckte Hand.

«Sicher doch. Ich habe einen wichtigen Termin mit Connolly und bin jetzt schon zu spät.»

«Kein Problem, der Wagen steht dort drüben.»

Paul Carters schwarzer 3er BMW parkte ein paar Dutzend Meter die Straße hinunter. Sie gingen zum Wagen und stiegen ein. Carter drehte den Zündschlüssel und schaltete das Funkgerät stumm.

«Und? Was halten Sie von der Geschichte?», fragte er und nickte in Richtung des Lagerhauses, während er den Wagen auf die South Street lenkte.

Wyse zuckte mit den Schultern und sah wieder auf seine Uhr. «Gewöhnlicher Mord, würde ich sagen; keine Sache für euch Jungs.»

Paul Carter war Polizeipsychologe, einer von drei Profiliern im Hauptquartier des NYPD an der Park Row, ebenfalls im Fifth Precinct gelegen. Bei den meisten Morden kreuzten Profiler am Tatort auf, für den Fall, dass es einen Zusammenhang mit einer ihrer Ermittlungen gab. Wyse kannte Carter von zufälligen Begegnungen in einer Bar, wo sie nach der Arbeit Bier tranken; er hatte allerdings noch nie bei einem Fall mit ihm zusammengearbeitet. Carter war Anfang dreißig, hatte schulterlanges, lockiges Haar und zeigte oft ein ungezwungenes Lächeln. Er war einer von diesen entspannten Typen, die sowohl in einem Smoking als auch in einem T-Shirt cool aussahen, ohne es darauf anzulegen.

«Jepp, ich würde sagen, Sie haben recht, John. Sieht aus, als hätte der alte Mann einen Einbrecher überrascht. Ein Drogendeal vielleicht, der schiefgelaufen ist. Vermutlich kein psychologisches Profiling erforderlich.» Carter bog links in die Market Street ein.

Einige der älteren Kollegen versuchten manchmal – nach ein paar Bieren in Harrys Bar –, Carter aufzuziehen, und spotteten über seine Arbeit. In einer denkwürdigen Nacht hatte Carter Vergeltung geübt, indem er eine Wette mit Cabrini und neun anderen Detectives eingegangen war, die ihm schließlich jeweils zwanzig Dollar geben mussten, nachdem er sieben ihrer zehn Sternzeichen richtig geraten hatte. «Ein alter Partytrick», hatte er Wyse später mit einem Augenzwinkern erklärt. «Bei der Hälfte von ihnen ist das leicht zu erraten. Die anderen haben vergessen, dass sie mir letztes Jahr an ihrem Geburtstag hier einen Drink

spendiert haben – und jetzt bezahlen sie mich, weil ich ihnen ihr Sternzeichen gesagt habe!»

Wyse hatte gelacht. Er mochte Carter.

«Okay. Was hat es mit diesem wichtigen Treffen mit Connolly auf sich?», wollte Carter wissen, während er vorsichtig einen Lieferwagen überholte.

«Ah. Alles oder nichts», stöhne Wyse. «Ich habe mich mehr oder weniger entschlossen aufzuhören.»

«Wow, das ist ein ziemlich radikaler Schritt. Macht die Arbeit keinen Spaß mehr?»

«Keine Ahnung. Ich meine, ich liebe die Polizei und alles, aber es wird mehr und mehr ... langweilig. Immer die gleiche alte Leier.»

Carter nickte und hielt vor einer roten Ampel an der Center Street.

«Nehmen Sie nur diesen Mord», fuhr Wyse fort und zeigte mit dem Daumen über die Schulter in Richtung der South Street. «Ich gehe jede Wette ein, dass es irgendein bekokster junger Kerl aus der Gegend war. Wenn wir unsere Spitzel genügend unter Druck setzen, haben wir den Typen innerhalb eines Monats. Ich empfinde keine Begeisterung mehr bei der Arbeit. Ich hab das Gefühl, es müsste noch mehr für mich geben.»

«Verstehe», sagte Carter, während er am Gerichtsgebäude nach Chinatown abbog. Die Polizeiwache Fifth Precinct lag noch zwei Blocks weiter voraus auf der rechten Seite.

Wyse redete weiter. «Manchmal macht mich all diese Gewalt richtig krank. Wissen Sie, als würde die ganze Welt immer verrückter. Man fragt sich, wo zum Teufel das alles enden soll. Als ich jung war, hat man mich gelehrt, stets das Richtige zu tun und dass die guten Jungs am Ende stets gewinnen. Heutzutage bin ich mir da nicht mehr so sicher. Ich habe das Gefühl, dass die bösen Jungs immer mehr werden und allmählich die Oberhand gewinnen. Ich meine, wie

zum Teufel will man mit einem Kerl fertigwerden, der in ein Konzert marschiert und einen Haufen junger Mädchen in die Luft jagt? Und sich selbst?»

Carter schüttelte den Kopf und presste die Lippen zusammen. «Ich weiß», sagte er nach einer Pause. «Es ist fast unmöglich. Das Problem ist, man kämpft gegen eine Idee. Das ist etwas anders als ein Krieg. Und es ist so gut wie unmöglich, den winzigen Prozentsatz von Leuten zu identifizieren, die sich vielleicht radikalisiert haben. Von außen betrachtet leben sie ein völlig normales westliches Leben: die gleichen Klamotten, der gleiche Lebensstil, normale Jobs – sie trinken sogar Alkohol.»

«Genau», bekräftigte Wyse. «Es ist hoffnungslos. Aber dann denke ich mir immer wieder, wo sonst könnte ich besser sein als hier – wo es mir möglich ist zu versuchen, etwas dagegen zu unternehmen?»

Carter nickte. «So als wäre es Ihre Pflicht, nicht wahr?»

«Vermutlich», räumte Wyse ein.

«Wollen wir eine Wette eingehen, John?», fragte Carter.

«Sicher, warum nicht?», erwiderte Wyse verblüfft.

«Okay, hören Sie zu. Sie haben Brüder und Schwestern?»

«Jepp. Einen Bruder und eine Schwester», antwortete Wyse und sah vor seinem geistigen Auge Jess, die eine Architektin in Malibu war, und Larry, der als Programmierer im Silicon Valley arbeitete.

«Okay. Ich wette, dass Sie der Erstgeborene sind, der Älteste von Ihnen dreien», sagte Carter. «Habe ich recht?»

«Ja, stimmt.»

«Ich schätze, das ist der Grund für Ihre Unrast. Da sind ein paar Anführergene, die kein Ventil finden.»

«Was meinen Sie damit?»

«Passen Sie auf; es funktioniert folgendermaßen. In den entscheidenden ersten Lebensjahren wird das Erstgeborene mit Aufmerksamkeit überhäuft. Die Eltern haben einfach

viel mehr Zeit. Dann kommen Nummer zwei und drei auf die Welt, und plötzlich gibt es weniger Zeit für jedes der Kinder. Aber der Herr oder die Frau Erstgeborene hatte einen Vorsprung, eine Sonderbehandlung.»

«Und was bedeutet das?», fragte Wyse mit zunehmendem Interesse.

«Was als Nächstes passiert, ist, dass die Kinder aufwachsen und miteinander spielen. Und jetzt raten Sie mal, wer immer der Chef ist? Wer entscheidet, welches Spiel gespielt wird? Und wer die Regeln festlegt?»

«Der Erstgeborene», antwortete Wyse in einem vorsichtigen Ton; allmählich erkannte er, worauf Carter hinauswollte.

«Ganz genau. Also, schon während der Zeit, wo sie noch Kleinkinder sind, gewinnt der Erstgeborene an Selbstvertrauen und spürt seine Autorität. Und er benutzt sie.»

«Und?»

«Das ist vermutlich der Grund, warum Sie zur Polizei gegangen sind. Die Erstgeborenen fühlen sich von Berufen angezogen, wo sie Autorität haben. Wo es klare Regeln gibt. Wie bei der Polizei. Oder als Lehrer an einer Schule.»

«Ich verstehe», sagte Wyse.

«Erstgeborene haben in der Regel ein starkes Pflichtgefühl», fuhr Carter fort, der in die Elizabeth Street gefahren war und nun begann, den Wagen in eine enge Parklücke direkt vor der Polizeiwache hineinzumanövrieren. «Das größere Bild zeigt uns, dass etwa achtzig Prozent der Leistungsträger, der Leute, die aufsteigen und Führungsrollen übernehmen, sei es in der Politik, in der Wirtschaft, wo auch immer ... »

«... Erstgeborene sind? Kein Witz?»

«Ganz genau, Mann. Sie haben Anführergene in sich, und Sie finden kein Ventil. Sie sind eingebunden in die festen Regeln und Vorschriften bei der Polizei.»

Wyse nickte. Das leuchtete ein.

«Die meisten Pioniere und Leistungsträger, selbst die Jungs, die auf dem Mond herumspaziert sind, waren Erstgeborene», hob Carter hervor. «Sie sind es, die die neuen Wege suchen und andere inspirieren, sie zu beschreiten», beendete er seine Ausführungen und stellte den Motor ab. «Ich würde also vorschlagen, Sie suchen sich etwas, das Ihnen eine Chance gibt zu führen. Einen Job, wo Sie Entscheidungen treffen und andere inspirieren können, Ihnen zu folgen.»

«Komplizierte Erklärung», meinte Wyse. «Aber sie leuchtet ein.» Er schüttelte Carter die Hand, und die beiden stiegen aus.

«Danke für den Rat!», rief Wyse über die Schulter, als er die Stufen zur Polizeiwache hinaufstieg.

«Keine Ursache.» Carter lächelte, als er den Wagen abschloss. «Und John?»

«Ja?», erwiderte Wyse, der sich nun umdrehte.

«Wenn Sie Kinder haben, sorgen Sie dafür, dass jedes davon mit dem Gefühl aufwächst, etwas Besonderes zu sein.»

«Mach ich. Noch mal danke», antwortete Wyse. Er lachte vor sich hin, als er in das Gebäude eilte, um Captain Connolly zu suchen.

## 2

### *Tokio — drei Monate zuvor*

Tsan Yohoto saß am Kopfende des polierten Mahagonitisches, sechshundfünfzig Stockwerke über den feuchten Straßen, die voller abendlicher Pendler waren. Die spektakuläre Aussicht über die Skyline von Tokio war von niedrigen Wolken verhüllt worden, und Yohoto bemerkte, dass sich die Klimaanlage abschaltete, als sich der Sitzungssaal auf natürliche Weise abkühlte.

Gegenüber von Tsan Yohoto saßen die zehn Geschäftsführer von Yamoura Pharmaceuticals, dem drittgrößten Arzneimittelhersteller der Welt. Yamoura war nach dem Krieg ein kleines Unternehmen gewesen, doch seit den 1970er Jahren war es dramatisch gewachsen. Das Wachstum war Resultat der Brillanz von Tsan Yohoto. Jede neue Produkteinführung und jede von Tsan Yohoto vorangetriebene Fusion und Übernahme waren erfolgreich gewesen. Er war im Alter von nur sechshunddreißig Jahren das jüngste Vorstandsmitglied aller Zeiten geworden. Mit dreiundvierzig Jahren war er Präsident, oder *Daitoryou*, geworden. Für die meisten Japaner war Yamoura Pharmaceuticals gleichbedeutend mit Tsan Yohoto.

Der Finanzdirektor leierte einen eintönigen Vortrag herunter, in dem es um die Übernahme eines kleineren Unternehmens ging, das einen Impfstoff gegen die asiatische Vogelgrippe entwickelt hatte. Tsan Yohotos Gedanken waren abgeschweift - etwas, das dieser Tage häufiger vorkam. Vor seinem inneren Auge tauchten wieder einmal seine lebhaftesten Erinnerungen auf: Bilder von Ereignissen, die ihm im Alter von fünf Jahren in das Gehirn eingebrannt worden waren.

Er richtete sich vor den Schaukeln ein Stück weit vom Boden auf, und seine Mutter schlug ihm auf den Rücken. Warum? Sein Verstand war wirr vor Schock und Schmerz. Er schrie wegen der heißen Qualen, die seinen Körper übermannt hatten. Endlich gelang es Tsans Mutter Saina, die über ihrem kleinen Jungen kniete, die Flammen auf seiner roten Jacke auszuschlagen. Sie zog ihr schreiendes Kind an sich, während sie sich umdrehte, um nach ihren siebenjährigen Zwillingen Kendo und Lita zu sehen, einem Jungen und einem Mädchen. Der Anblick, der sich ihren Augen bot, war zu viel für irgendeinen Menschen, geschweige denn für eine junge Mutter. Die verkohlten Leichen von Kendo und Lita saßen noch immer auf den Schaukelsitzen und schwan-gen sanft hin und her, hin und her, hin und her. Ihre Hände waren mit den Metallketten verschmolzen, und der größte Teil der Haut war von ihren Körpern weggebrannt. Ihre kleinen weißen Zähne strahlten in einem irren Lächeln durch das schwarze Chaos, das ihre Gesichter ersetzt hatte. Kleine gelbe Flammen züngelten träge in dem, was von ihren Haaren übrig geblieben war. Tsan spürte, wie sich seine Nase und sein Mund mit dem Geruch von gegrilltem Fleisch füllten. Spürte, wie er plötzlich würgen musste. Alles war still, bis auf das Knarren und Quietschen der Schaukelketten. Hin und her.

Saina und Tsan Yohoto lagen auf dem Beton vor dieser makabren Szene, gut acht Kilometer von der Abwurfzone entfernt. Sie waren von den schlimmsten sekundären Feuerbällen der Bombe verschont geblieben. Tsan umarmte seine Mutter fester. Er konnte ihr Herz wild schlagen hören, selbst durch ihre Schreie und das Knarren der Schaukeln hindurch. Hin und her, hin und her. Hin und her ...

Das Bild begann zu verblassen, und Tsan Yohoto bemerkte, dass er die Schwarzweißfotografie von Kendo und Lita

streichelte, die er stets in seiner Jackentasche bei sich trug. Das Foto half ihm, sich daran zu erinnern, wann er wirklich glücklich gewesen war. Bevor die Bombe ihm seine Familie und seine Seele genommen hatte. Er rieb sich die Augen, während er sich langsam wieder der Stimme des Finanzdirektors bewusst wurde, der sich leiernd dem Ende seines langen Berichts näherte:

«Und so schlage ich vor, dass wir ein Kaufangebot über neunhundert Millionen Yen abgeben, vorbehaltlich einer sorgfältigen Unternehmensbewertung.»

Um den Tisch herum nickten und murmelten die anderen Vorstandsmitglieder zustimmend, und Tsan kehrte zu seinen Tagträumen zurück.

«Tsan, Tsan, mein wunderschöner Junge!» Seine Mutter hielt ihn fest an sich gedrückt. Er war wieder schreiend aus dem Albtraum aufgewacht, der ihn regelmäßig heimsuchte.

«Mutter, Mutter, ich kann die Schaukeln sehen!», rief er weinend.

«Tsan, Tsan, wir müssen stark sein, wir müssen stark sein. Mein wunderschöner Junge.» Sie streichelte sein vernarbtes Gesicht und beruhigte ihn schließlich so weit, dass er wieder in den Schlaf sank.

Nach der Bombe hatte man Tsan und seine Mutter ins Fujama-Krankenhaus in Tokio gebracht, wo sie vier Wochen lang geblieben waren. Anschließend waren sie zurückgekehrt und hatten eine verwüstete Einöde erblickt, die einst ihre Heimatstadt gewesen war. Seine Mutter, eine Krankenschwester, hatte lange Tage und Nächte gearbeitet und geholfen, die Überlebenden der Explosion zu behandeln.

Sowohl Mutter als auch Sohn hatten Verbrennungen an den Händen, auf dem Rücken und an den Köpfen erlitten, doch das Schwarze war abgeblättert und darunter gesunde Haut zum Vorschein gekommen. Bei beiden war bloß leichtes Narbengewebe zurückgeblieben. Tsan hatte außerdem eine ausgeprägte Narbe in Form eines Pfeils direkt unter

der rechten Schläfe. Jedes Mal, wenn er in den Rasierspiegel sah, rief die Narbe Erinnerungen wach. Wenn er nicht schnell genug wegsah, konnte er fast das gegrillte Fleisch erneut riechen.

Tsan Yohotos Vater war tot, sein Leichnam zu einem harten Klumpen verbrannt in einer Straße in der Nähe ihres Hauses, knapp zwei Kilometer von dem Park entfernt, in den Saina mit ihren Kindern zum Spielen gegangen war. Mehr oder weniger jeder Mensch und jedes Gebäude in einem Umkreis von acht Kilometern um die Abwurfstelle waren ausgelöscht worden. Dagegen gab es in den Vororten, die zwischen acht und zwölf Kilometer vom Stadtzentrum entfernt waren, eine hohe Überlebensrate.

«Aieeee, aieeee», ging das traurige Weinen Tag für Tag weiter.

Nahe der Klinik, in der Saina Yohoto arbeitete, wurden die junge Mutter und ihr Sohn in eine Schule gebracht, die man zu einem Wohnheim umgebaut hatte. Die Schulgebäude waren vollgestopft mit Überlebenden, den gebrochenen Resten des Lebens in Hiroshima. Die Erwachsenen verbrachten ihre Tage vor dem Radio in der Ecke des Wohnheims, und der kleine Junge, Tsan Yohoto, lauschte ihrem gequälten Weinen. Er begriff nicht, dass der Krieg jetzt vorbei war und dass Kaiser Hirohito sich ergeben hatte. Aber während er den Erwachsenen lauschte, wurde ihm klar, dass all dieses Leid durch die «Bombe» verursacht worden war. Die «Bombe» hatte Kendo und Lita und seinen Vater umgebracht. Die «Bombe» hatte das kleine Baby nebenan umgebracht. Die «Bombe» hatte seinen Freund umgebracht, Herrn Horunda, der den Spielplatz bei den Schaukeln gefegt hatte. Die «Bombe» hatte sie alle umgebracht. Die «Bombe» war von den Yankees abgeworfen worden. Und Tsan wusste, dass er eines Tages, wenn er erst groß genug war, dafür alle Yankees umbringen würde.

Die Entscheidung seiner Mutter, nach Hiroshima zurückzukehren, war sie teuer zu stehen gekommen, denn sechs Monate später erkannte man, dass die Strahlung, von der die gesamte Region durchdrungen wurde, den Überlebenden schadete. Innerhalb von Wochen nach der Bombe bestätigten Krebsgeschwüre und eine Vielzahl schrecklicher Missbildungen bei Neugeborenen die schlimmsten Befürchtungen. Tsans Mutter wurde von der Atombombenkommission angewiesen, nach Tokio zurückzukehren, um dort ihre Arbeit mit Überlebenden der Bomben von Hiroshima und Nagasaki fortzusetzen. Zwei Jahre später, nach verschiedenen Tests, erfuhr Tsans Mutter, dass ihr Körper und der ihres Sohnes von der Strahlung geschädigt worden waren. Der nukleare Fallout hatte eine unsichtbare, aber katastrophale Genmutation verursacht, und sie gehörten zu den Zehntausenden mit geschwächtem Immunsystem und einem hohen Risiko, Leukämie zu entwickeln. Viele Jahre lang achtete Tsans Mutter darauf, dass sie und ihr Sohn regelmäßig auf Anomalien untersucht wurden. Noch lange nach dem Ruhestand seiner Mutter hatte Tsan die Einrichtungen der Yamoura-Labore genutzt, um diese Kontrollen fortzusetzen. Seine Mutter hatte Glück gehabt: Sie war im Alter von achtundneunzig Jahren noch gesund. Leider galt das nicht mehr für Tsan – seine letzten Tests hatten einen Anstieg der Krebszellen gezeigt. Er würde an Leukämie sterben; und das wahrscheinlich nicht allzu lange nach seinem eigenen geplanten Ruhestand.

In Tokio war Tsan mit den Geschichten seiner Mutter über das Leben im Krankenhaus aufgewachsen – über die erbärmlichen Versuche, die Opfer von Hiroshima und Nagasaki zu behandeln, über die Qualen der täglich zu wechselnden Verbände und die verheerenden Folgen einer Infektion der verbrannten Haut. Tsan wollte mehr darüber erfahren, vor allem über das großartige neue Antibiotikum

mit Namen Penicillin, das zur Rettung so vieler Leben beitrug.

«Hilfe, Hilfe, zu Hilfe!», rief Saina Yohoto lachend im Wohnzimmer ihres Tokioter Apartments. Es war zwei Jahre nach der Bombe. Tsan und sein «neuer Bruder» Horto waren laut knurrend und mit Masken hinter der Tür hervorgesprungen, um sie zu erschrecken, und sie spielte mit. Horto hatte in Hiroshima schwere Verbrennungen davongetragen, und seine ganze Familie war gestorben. Saina hatte ihn aus der Verbrennungsabteilung mit nach Hause gebracht, um bei ihr und Tsan zu leben. Hortos Maske war eigentlich keine wirkliche Verkleidung: Es handelte sich um eine dicke Baumwoll-Balaklava mit Löchern für die Augen und für das, was von seiner Nase und seinen Lippen übrig geblieben war; und er musste sie rund um die Uhr tragen, denn durch sie sollte das Narbengewebe in seinem Gesicht geglättet werden. Horto hatte eine Maske auf Reserve, wenn die normale gewaschen werden musste, und Tsan trug nun diesen Gesichtsschutz, während die beiden vorgaben, Monster zu sein.

Tsan liebte es, Horto im Haus zu haben. Horto war ein Jahr jünger als er selbst, und er redete nie, doch er war Tsans bester Freund. Tsan teilte seine Spielsachen und sein Lieblingsmodellflugzeug mit Horto, weil sein Freund nichts besaß. Horto schlief auf einer Matratze auf dem Boden von Tsans winzigem Kinderzimmer, doch Tsan ließ Horto oft das Bett benutzen. Tsan wurde auch Hortos Verteidiger. Hierfür konnte er seine Judofertigkeiten gut nutzen – mit wirbelnden Tritten und Faustschlägen in Richtung der schockierten Gesichter der vielen Jungen, die dumm genug waren, Horto wegen seiner Maske zu verspotten.

Als Tsan neun Jahre alt war, wurde Horto krank und starb. Aus irgendeinem Grund konnte Tsan nicht weinen. Seine Mutter erzählte ihm, dass Horto durch die Bombe an Krebs erkrankt war.

Saina umarmte ihren Sohn, streichelte sanft über die Narbe auf seiner Schläfe und flüsterte: «Sei tapfer, mein Sohn, sei tapfer. Wir müssen stark sein. Stark für alle, die gestorben sind. Wir, die wir überlebt haben, müssen dafür Sorge tragen, dass unser Leben etwas zählt.»

Tsan betete darum, dass Horto seinen Bruder und seine Schwester im Jenseits finden könnte und dass Kendo und Lita sich dort um ihn kümmern würden. Wieder einmal hatte die Bombe Trauer und Schmerz in ihr Leben gebracht. Jede Nacht stellte er sich vor, wie es sein würde, wenn er erst groß und klug genug wäre, um an den Yankees Rache zu nehmen, weil sie die Bombe geworfen hatten. *Ich werde einen Weg finden.*

Nach dem Ende der Schulzeit besuchte er die Gentechnische Fakultät der Tokyo University; und er wurde von einem solch unersättlichen Interesse an Chemie und Genetik angetrieben, dass er sein Studium als Jahrgangsbester abschloss. Innerhalb weniger Wochen hatte Tsan seine erste Anstellung als Laborant, Personalnummer L-149, bei Yamoura Pharmaceuticals, dem Unternehmen, das sein Leben werden sollte.

Ein Sonnenstrahl durchbrach die Wolkendecke und erhellte den Sitzungssaal. Tsan Yohoto hörte, wie die Klimaanlage wieder zu brummen begann. Er sah in die Gesichter der Menschen, die am Tisch saßen. Dies waren seine besten Freunde und Vertrauten. Er hatte sie alle selbst in den Vorstand berufen (nachdem er das Totholz zuvor weggeräumt hatte), und alle teilten seine Auffassungen und seinen Ehrgeiz. Gemeinsam hatten sie einen multinationalen Riesen mit mehr als einhundertfünfzehntausend Mitarbeitern sowie Produktionsstätten, Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen und Vertriebsnetzen in nahezu allen Ländern der Welt geschaffen.

Sein engster Freund und Verbündeter war Lumo Kinotoa, der zu seiner Rechten saß. Kinotoa war fast genauso schnell wie er selbst bei Yamoura aufgestiegen und Tsan Yohotos erste Ernennung gewesen – er hatte ihn zu seinem *Skikaisha* oder Stellvertreter gemacht. In Geschäftskreisen war Kinotoa als der «Silberfuchs» bekannt, wegen seines glänzenden Schopfes silberner Haare und seiner Schlaueheit. Die beiden Männer waren im Laufe der Jahre eng zusammengewachsen, hatten sich zueinander hingezogen gefühlt aufgrund ihrer Leidenschaft für die Chemie, ihres unbedingten Willens zum Erfolg und ihres stärksten gemeinsamen Bandes – Lumo Kinotoas Familie war in Nagasaki ausgelöscht worden.

«Die Spannung bringt uns um, Tsan», sagte Kinotoa mit einem Lächeln.

Die übrigen Vorstandsmitglieder lächelten ebenfalls. Sie hatten den letzten Punkt der Tagesordnung erreicht – aufgelistet als «Tsans *Tsumori*» oder «Tsans Plan». Heute war Tsan ein sehr fitter Achtundsiebzigjähriger von kleiner Statur, makellos gepflegt, mit tiefschwarzem Haar und einer Drahtgestellbrille. In zwei Jahren würde er in den Ruhestand gehen, und vor einigen Monaten hatte er dem Vorstand seinen Wunsch mitgeteilt, ein letztes Projekt umzusetzen. Dies, so sagte er, würde seinen Ruhestand in angemessener Weise kennzeichnen. Er hatte eine humanitäre Initiative im großen Stil im Sinn – wie geschaffen für ein großes Gesundheitsunternehmen. Das Projekt, so verriet er, würde zunächst Verluste machen, doch die PR-Vorteile wären weitreichend.

Kinotoa, der inzwischen zum Vorsitzenden ernannt worden war, drehte sich zu ihm um. «Tsan», fragte er, «sind Sie bereit, uns von Ihrem großen Plan zu erzählen? Die Direktoren wetten, dass es sich um ein Projekt handelt, bei dem es um das Ebolavirus geht.»

Tsan Yohoto lächelte. «Nein, Lumo, das bin ich nicht», antwortete er. «Aber bitte räumen Sie mir bei der Sitzung im nächsten Monat etwas Zeit dafür ein.»

Lumo Kinotoa erwiderte sein Lächeln. «Natürlich, Tsan, selbstverständlich.» Er war die einzige Person an diesem Besprechungstisch, die wusste, was Tsan Yohoto wirklich vorhatte. Und welche verheerenden Folgen seine Pläne für die Amerikaner haben würden.

### 3

#### *Saiton — zwei Monate zuvor*

In der Nähe des kleinen Dorfes Saiton, rund einhundert Kilometer nördlich von Tokio, veranstaltete der Vorstandsvorsitzende von Yamoura Pharmaceutical, Lumo Kinotoa, einen «Schachabend» im Empfangssaal einer Villa, die er normalerweise an den Wochenenden nutzte. Das wunderschön restaurierte Haus lag auf einem Grundstück von dreißig Hektar, umgeben von Wäldern, die Privatsphäre boten. Sicherheitspersonal war am Tor stationiert und patrouillierte regelmäßig entlang der Grenzen. Kinotoas Leidenschaft war Militärgeschichte, und bei seinen Schachabenden ging es um alles andere als Schach; doch er beharrte auf der Verschleierungsgeschichte angesichts der strategischen Planungen, die der Zweck dieser immer häufiger stattfindenden Treffen waren.

«Meine Herren, wenn ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten darf», sagte der silberhaarige Kinotoa, während er mit seinem Stift auf den Tisch klopfte. Zu seiner Linken saß Tsan Yohoto. Ihnen gegenüber hatte der hagere Dr. Juro Naga Platz genommen, ein renommierter Berater für Biochemie und Stützpfeiler der Kommission zur Untersuchung der Atombombenopfer, die von der japanischen Regierung nach den Bomben in Hiroshima und Nagasaki ins Leben gerufen worden war. Neben Juro Naga saß Kazuhiro Saito, Präsident der Woko Corporation, des größten Computerherstellers in Asien. Saito war ein jovialer, übergewichtiger Mann Mitte siebzig und Experte für Markenentwicklung und internationale Vermarktung. Seine Familie war auf Saipan von US-Marines getötet worden, als diese die Insel erobert hatten, um sie als Stützpunkt für die Bombardie-

rung japanischer Städte zu nutzen. Sämtliche Anwesenden waren vielfache Millionäre, standen auf dem Höhepunkt ihrer Macht und näherten sich dem Ende ihrer Karrieren. Jeder Einzelne von ihnen war imstande, gewaltige Summen an Privat- und Firmenkapital für gewisse «Spezialprojekte» bereitzustellen. Allen gemeinsam war der Verlust ihrer Familien durch die Amerikaner. Und alle hegten den tiefen Wunsch, angemessene Vergeltung zu üben für das Leid und die Schande, die die Amerikaner ihrem Volk zugefügt hatten.

Die vier Männer trugen teure, maßgeschneiderte dunkle Anzüge mit nüchternen Krawatten, was dem formalen, ernsthaften Anliegen des Schachklubs entsprach. In der Mitte des auf Hochglanz polierten Tisches stand ein uraltes Schachbrett mit handgeschnitzten Elfenbeinfiguren. Obwohl sie sich seit mehr als zwanzig Jahren regelmäßig an diesem Tisch trafen, war die Atmosphäre an diesem Abend besonders angespannt.

«Meine Herren», wiederholte Kinotoa, «lassen Sie mich zunächst unsere Freunde auf das herzlichste willkommen heißen und ihnen danken, dass sie die Reise hierher unternommen haben.»

Er machte eine halbe Drehung im Sitzen und verneigte sich vor den beiden Arabern, die am Ende des Tisches Platz genommen hatten. «Es ist uns eine besondere Ehre, so langjährige Freunde und Verbündete endlich persönlich zu treffen.»

Die Besucher nickten gnädig und bedankten sich für den Tee, den Kazuhiro Saito für sie einschenkte.

Kiyo Arai, ein großer, gutgebauter Araber Mitte fünfzig mit braunen Augen und einem grauen Bart, war einer der meistgesuchten Terroristen auf der Welt. Er war zusammen mit Kazuman Tokash, einem weiteren hochrangigen Mitglied der Al-Qaida, nach Japan gekommen. Im Gegensatz zu Arai war Tokash, ebenfalls Mitte fünfzig, von stämmiger,

kraftvoller Statur und hatte einen dichten schwarzen Bart. Ihre gemeinsame Reise, die im Süden Afghanistans ihren Anfang genommen hatte, war äußerst gefährlich gewesen. Hätte man sie aufgespürt, hätten entweder US-amerikanische oder saudische Agenten alles unternommen, um sie aus dem Weg zu räumen.

Normalerweise unternahmen sie nicht solche riskanten Reisen, doch diesmal war die Botschaft von ihren Freunden in Tokio so wichtig, dass ihr Anführer, Najeed Shammamas, angeordnet hatte, die Reise zu unternehmen. Al-Qaida hatte sie mit Pässen und Reisedokumenten versorgt, die den Fragen der neugierigsten Sicherheitsbeamten am Flughafen standhielten. Und so waren die beiden, als saudische Geschäftsleute getarnt, mit gekürzten und dunkel gefärbten Haaren, getrimmten Bärten und mit durch Kontaktlinsen veränderten Augenfarben unbemerkt über Kuwait nach Tokio gereist. Natürlich waren auch ihre keineswegs arabisch klingenden Namen Kiyō Arai und Kazuman Tokash falsch – aus Sicherheitsgründen wollten sie ihre wahre Identität selbst gegenüber ihren Mitstreitern im Kampf gegen die Amerikaner nicht enthüllen.

«Wir danken Ihnen für Ihren Empfang, meine Freunde», antwortete Kiyō Arai mit strahlendem Lächeln. «In der Tat ist die Freude ganz bei uns, so alte und vertrauenswürdige Freunde zu treffen. Wie könnten wir jemals Ihre Hilfe in Kenia und Tansania vergessen?» Arai bezog sich auf die Bombenanschläge auf die beiden US-Botschaften im August 1998, bei denen zweihundertachtundfünfzig Menschen gestorben waren. Arai hatte die Bomben für beide Angriffe persönlich scharfgemacht. Der Schachklub – das war der Name, unter dem er diesen Zirkel japanischer Unterstützer im Kampf gegen den Westen kannte – hatte bei der Beschaffung von Informationen über die Botschaften geholfen, und zwar mit Hilfe eines japanischen «Touristen» und seiner offensichtlichen Begeisterung fürs Fotografieren.

«Ja», fügte Tokash hinzu. «Ihre loyale Unterstützung im Dschihad gegen die zionistischen Yankee-Schweine war höchst großzügig. Das sind gute Tage für die Fatwa. Muslime auf der ganzen Welt vereinigen sich, um der Anweisung von Scheich bin Laden nachzukommen, alle Amerikaner zu töten. Der glorreiche Erfolg des elften September hat Angst in die Herzen der Amerikaner gepflanzt. Jetzt verschwenden sie Milliarden, um zu verhindern, dass wir erneut zuschlagen – doch das können sie nicht. Unsere Schläfer im Ausland hatten große Erfolge mit ihren Anschlägen: Sydney, Tunesien, Toronto, die Zugbomben in Spanien. Und wir haben Gerechtigkeit über Paris und seine verdammten Karikaturisten gebracht.»

«Ganz zu schweigen von den Schwulen in Orlando», sagte Arai mit einem Lächeln.

«Und unsere Dschihad-Brüder haben in Nizza, Berlin und Großbritannien eine neue Einsatzmöglichkeit für Lastwagen gefunden», ergänzte Tokash.

Trotz der Worte von Tokash vermutete Yohoto, dass einige der erwähnten Anschläge von allein agierenden IS-Fanatikern ausgeführt worden waren. Der IS konzentrierte den größten Teil seiner Bemühungen auf Angriffe gegen die amerikanischen Verbündeten in Europa und im Nahen Osten. Yohoto konnte sich in Zukunft eine Zusammenarbeit mit dem IS vorstellen, doch im Moment verfügte Al-Qaida über das am längsten etablierte und weitreichendste Netzwerk radikalisierte Schläfer in den Vereinigten Staaten – und diese Schläfer waren genau das, was er brauchte.

«Also, was ist das für ein wichtiger Plan, der uns heute Abend hierhergeführt hat?», fragte Kiyo Arai mit vor Aufregung vibrierender Stimme.

Lumo Kinotoa nickte Tsan Yohoto zu.

Yohoto, der in seinen typischen schwarzen Anzug mit hellblauem Hemd und marineblauer Krawatte gekleidet war, streichelte nochmals das Foto seines toten Bruders

und seiner Schwester. Dann erhob er sich, um vor der Versammlung zu sprechen.

«Meine lieben Freunde», begann Tsan Yohoto. Er redete leise und achtete darauf, Blickkontakt mit allen herzustellen, die vor ihm saßen. «Es war mir eine Ehre, mit Ihnen zusammenzuarbeiten und jenen zu helfen, die gegen die Yankee-Mörder kämpfen. Doch ich werde alt. Bald werde ich in den Ruhestand gehen, und meine Möglichkeiten werden schwinden.» Er hielt kurz inne, bevor er mit klarer, fester Stimme verkündete: «Ich bedauere, dies sagen zu müssen, doch wir müssen akzeptieren, dass all unsere bisherigen Bemühungen gescheitert sind.»

Die Araber versteiften sich auf ihren Stühlen. Das war nicht das, was sie zu hören erwartet hatten.

Yohoto fuhr fort: «Ja, es ist wahr, wir hatten einige großartige Erfolge – vor allem mit unseren muslimischen Freunden. Doch betrachten Sie unsere Verluste im Vergleich zu denen der Amerikaner. Wir haben es geschafft, hier und da einen Treffer zu erzielen. Unsere größten Erfolge waren die Anschläge vom elften September; trotzdem sind wir kaum mehr als eine Wespe, die um einen Elefanten herumswirrt – nichts weiter als ein zeitweises Ärgernis. Bedenken Sie, meine Herren – in Hiroshima wurden einhunderttausend Menschen ausgelöscht, und Tausende starben an den Folgen der Strahlung. In Nagasaki wurden fünfzigtausend Menschen auf einen Schlag getötet und siebzigtausend schwer verletzt; noch viele Tausende starben qualvoll im Verlauf der folgenden Jahre. Bedenken Sie, meine Herren: Hunderttausende von Menschenleben, die innerhalb von nur drei Tagen und mit nur zwei Bomben zerstört wurden.»

Er senkte die Stimme. «Und was machen wir? All unsere Bemühungen zusammengenommen haben lediglich dazu geführt, dass ein paar Tausend gestorben sind.»

Und dann, um die Besucher aufzurütteln, hob er in einem noch eindringlicheren Tonfall die Stimme.

«Wie viele Tausend Unschuldige fanden allein in den Bombenteppichen über dem Irak den Tod?», fragte er. «Und nach den Bombardierungen – wie viele Opfer mussten sterben, weil sie wegen der satanischen Sanktionen keine medizinische Hilfe erhalten haben?» Seine Stimme wurde noch lauter. «Und heute bringen sie Schande über sich selbst, indem sie muslimische Anführer mit ihren feigen Drohnen ermorden.»

«Diejenigen, die für unsere Sache kämpfen, haben große Opfer gebracht», warf Kiyo Arai mit leiser Stimme ein. «Was könnten wir mehr von den Menschen verlangen? Wir sind viele Jahre davon entfernt, unsere eigenen Atombomben zu haben. Wir kämpfen gegen sehr reiche, sehr mächtige Kräfte. Wir haben unsere Leben der Fatwa gewidmet. Wir trainieren hart und errichten auf der ganzen Welt unser Netzwerk von Aktivisten. Aber wie können wir unseren Feinden größeren Schaden zufügen?»

«Genau hier haben wir versagt», entgegnete Tsan Yohoto. «Wir haben nicht, wie die Amerikaner sagen, intelligent geboxt. Wir haben unsere Anstrengungen auf Bombenanschläge und Schüsse gegen gut verteidigte Ziele konzentriert. Selbst wo wir erfolgreich waren, sind die amerikanischen Verluste gering geblieben. Anschließend haben sie jedes Mal die Sicherheitsmaßnahmen weiter verschärft und den nächsten Angriff noch schwieriger gemacht. Wir haben nie das Gesamtbild betrachtet. Bis heute nicht!»

Alle, die um den Tisch herumsaßen, warteten gespannt auf seine nächsten Worte. Tsan Yohoto, geübt in Präsentationen und im öffentlichen Reden, überdachte seine Vortragsweise. Er wusste, dass Aktionen und Bilder mächtiger waren als Worte, um eine Botschaft zu vermitteln. Er trat näher an das Kopfende des Tisches und schlug mit der Handkante auf die Platte.

«Als Junge habe ich in Tokio Judo gelernt», fuhr er fort. «Judo – das Wort bedeutet ‚der sanfte Weg‘.» Er wurde lebhafter. «Durch Judo habe ich gelernt, schnell und effizient zu sein. Durch Judo habe ich gelernt, dass der beste Weg, deinen Feind zu besiegen, darin besteht, seine größte Stärke zu erkennen und sie gegen ihn selbst zu richten. Und so habe ich viele Jahre lang die amerikanische Kultur studiert ... und gelernt, wie man den Amerikanern mehr und mehr Medikamente verkauft.»

Tsan Yohoto beugte sich vor.

«Die Amerikaner sind ein Volk der eklatanten Widersprüche», führte er aus. «Und doch wird es, wie alle Menschen und wie alle Tiere, von gewissen grundlegenden Instinkten angetrieben.» Er richtete seinen Vortrag nun direkt an die Araber. «Für das amerikanische Volk lassen sich diese Instinkte mit einem Wort zusammenfassen – Gier. Die Amerikaner wollen immer das Beste von allem erwerben, was es gibt. Sie nennen es den amerikanischen Traum. Sie sind auf der Jagd nach dem, was einen hohen Wert hat, und wenn sie es gefunden haben, wollen sie noch mehr davon. Sie sind besessen von angesagten Markenprodukten. Und sie wollen alles *sofort*. Das gilt für Automobile, Mode, Fernseher, Telefone, Computer, Nahrung und Kredite. Und Medikamente. Ganz gleich, ob der Amerikaner den Verdacht hegt, dass das, was er kauft, für ihn vielleicht nicht das Beste ist – wenn er es haben will, kauft er es. Nehmen Sie beispielsweise das Essen. Die Amerikaner konsumieren trotz der bestmöglichen Informationen über gesunde Ernährung gewaltige Mengen an Nahrung. Jede Art von Nahrung, die man sich nur denken kann, und das schneller und schneller. Zwei von drei Mahlzeiten in den USA werden außer Haus verzehrt. Warum? Weil es schneller und billiger ist. Sie konsumieren immer weiter. Mehr als dreißig Prozent der Amerikaner sind vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet

fettleibig und haben Diabetes wegen ihres zu großen Zuckerkonsums.»

Yohoto schlug erneut auf den Tisch.

«Und es gibt andere Amerikaner, noch mehr von ihnen, die reich und untergewichtig sind. Sie sind Diätfanatiker – fettarmes Essen, zuckerarmes Essen, Getränke ohne Zucker und Fett, Nahrungsergänzungsmittel, Vitaminpräparate, Proteinpräparate. Und wenn die Dicken und die Dünnen krank werden, rennen sie zu ihren Ärzten und in die Drogerieläden und kaufen, wovon immer sie denken, dass es ihnen hilft, sich wieder besser zu fühlen. Außerdem läuft dort der Verkauf von Arzneien genauso ab wie der von allen anderen Waren. Ihre Apotheken befinden sich in normalen Supermärkten, der Bequemlichkeit halber. Einige Krankenhäuser haben sogar Autoschalter für Kranke. Amerika ist eine Nation von Konsumsüchtigen. Dieser Reichtum, diese Gier, dieser Drang zu konsumieren und damit einhergehend die allgegenwärtige Werbung – das ist ihre größte Schwachstelle.»

Tsan Yohoto hielt inne. Die gebannte Stille im Raum wurde lediglich vom Ticken einer alten Standuhr durchbrochen. Er schob seine Drahtgestellbrille auf dem Nasenrücken nach oben und setzte seine Rede voll Leidenschaft fort.

«Und diese Gier, meine Herren, legen wir unserem Plan zugrunde. Viele Wissenschaftler in Amerika sind überzeugt, dass die öffentliche Gesundheit auf eine Katastrophe zusteuert, die gigantische Ausmaße annehmen wird.» Er blickte sich am Tisch um und sah jedem Einzelnen in die Augen, bevor er fortfuhr.

«Was wir tun werden, meine Freunde, ist, dafür zu sorgen, dass diese Katastrophe zu einer Gewissheit wird. Wir werden die Kultur der Amerikaner gegen sie selbst richten. Wir werden sie zu Tode vermarkten!»

[...]